

Solnnis

Autor(en): **Kien, Franz von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 21

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640528>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



(Zens. Nr. 7473 BRB 3. 10. 39) Schloss Spiez mit Niesen

Solnnis

Sehr geehrter Herr Redaktor!

Als wir uns gestern abend trennten, da sagten Sie wohlgelaunt, dass Sie Spass hatten, mit mir zu plaudern, und dann gaben Sie mir noch den Rat, meine Gedanken zu Papier zu bringen, aber nicht so sprung- und flatterhaft, sondern mehr konzentriert und treffend.

Danke. Ich versuche es, obwohl Sie mein innerstes Wesen misskannten. Aber, dass Ihnen meine Gesellschaft Spass machte, das hätten Sie nicht sagen dürfen. Während des ganzen Abends versuchte ich, Ihre Meinung über uns Schweizer einerseits und über das geistige Niveau andererseits zu ändern; am Schlusse lächelten Sie und hatten nur Spass daran. Der Schweizer will aber ernst genommen werden und ein mitleidiges Lächeln kann ihn rasend machen, vorausgesetzt, dass er am Biertisch sitzt; sonst sagt er ja nichts, denn er hat seine Vertreter in der Behörde und zum Teil im Bundesrat. Wohl nach dem Prinzip, dass er die Linke nicht wissen lassen will, was die Rechte tut. Dabei will das Volk ja so wenig: Es will nur sein Recht. So beispielsweise öffentlich zu sagen, was es will, und zwar auch dann, wenn gar nicht stimmt, was es behauptet. Dass das Volk eine Altersversicherung wünscht, konnten wir vorletzten Samstag lesen; dabei ist das Begehren vom selben Volke schon zweimal abgelehnt worden, im allgemeinen und im besondern. Ein günstiger Frühlingwind weht durch die Organisation des Arbeitsrappens, hoffentlich lebensfähiger als die erfolgreich im Keime erstickte «Chum cho ässe»-Aktion in Bern. Diese brauchten wir nicht, denn wir haben ja keine hungernden Kleinen, die sich einmal in der Woche sattessen möchten; zahlenmässig soll dies erwiesen sein; «doch, ach, mir fehlt der Glaube» (Goethe).

Flatterhaft hätten Sie mich nicht titulieren sollen. Es verletzt. Ich bin doch kein Mädchen. Konzentrieren soll ich mich. Seien Sie mir bitte nicht böse, aber ich mag dies nicht. Nur wegen des Beigeschmacks. Ein Lager mag ich wohl, wenn ich darauf meine Gebeine ausruhenderweise strecken kann. Aber mit ‚konzentrieren‘ und ‚Lager‘ hat es seine Bewandtnis, die mir eine Art der Arbeitsform vorspiegelt, die meinem Wesen widerspricht. Ich weiss, dass für freie Sprache ein Ferienaufenthalt in den Steppen Asiens bevorsteht und deshalb befeissige ich mich lieber des sordinierten Tones oder der verwischten Pastellfarben. Sie verstehn doch, wie ich es meine? Genau so wie der Hund, wenn er —, und so—, nachher mit den Hinterbeinen den Kies ins Blumenbeet schaufelt, um die Spuren seines Hierseins zu verwischen. Reiner Naturinstinkt.

Dieser treibt auch die Frau dazu, sich herauszuputzen. Ich habe sehr viel Sinn dafür. Das Frühjahrshütchen

meiner Frau, das nur 78 Franken gekostet hat, ist ganz entzückend und dabei sehr schlicht; ganz wenig Stroh, etwas steifen Tüll, ein farbiges Osterhasenband, ohne Glöcklein, dafür mit etwas Undefinierbarem garniert, kurz: ein Traum. Und die Rechnung ein Alpdruck. Der blosser Gedanke, dass ich etwa zwanzig Seiten geistigen Ergusses beitragen muss, um diese Last abzutragen, lässt mich den modistischen Wert jener eleganten Dame ermassen, die mir vorhin im Traum gegenübersass. Vom Faktor-Ersatzprodukt, über Henne und Ardencreme, bis zu Porzellanägeln, Silberfuchs und Reptilschuhen war alles vereint, was das Herz dieser Frau zweifelsohne höher schlagen liesse, wenn sie nicht beim Sitzen niederhaft daran behindert worden wäre. Ehrlich gestanden, ich war bestrickt von solch konzentrierter Weiblichkeit und Makellosigkeit. Und doch, der Schatten des Vergänglichlichen senkte sich über dies Weib. Nur ein ganz kleines Teufelchen war es, das sich auf die hauchbestrumpften Beine meines Gegenüber setzte, dort, wo die Fesseln aufhören und die Wade beginnt. Sprunghaft erklimmte der kleine Kobold ein Leiterchen, huschte flink über den edel geformten Wadenmuskel hinauf, flitzte hinüber zur Kniekehle und von dort weiter, wohin, weiss ich nicht; nein, der Rock behinderte meinen Blick durchaus nicht, wohl aber erinnerte ich mich rechtzeitig meiner guten Erziehung und die erlaubte keine solchen Eskapaden. Doch das Märchenbild vis-à-vis hatte anscheinend meinen Blick verfolgt und wurde plötzlich der Zerstörung gewahr. Tief senkte sich das Lockenköpfchen mit dem koketten Kotillonhütchen und ein angefeuchtetes Fingerchen suchte des Geschickes Mächten Einhalt zu gebieten. Wohlerzogen wandte ich meine Blicke ab zu alltäglichen Reklameplakaten und meditierte, wie doch oft die Sorge unerwartet in das Leben der vom Schicksal Begünstigten tritt.

Ich weiss schon, Sie werden mir vorhalten, ich sei wieder viel zu weitschweifig. Ich bedaure es aber gar nicht. Kleinigkeiten erfreuen das Herz. Und dabei ist nichts so herzerquickend, als das Spiel des Zufalls zu verfolgen. Es war wirklich reiner Zufall, dass ich planlos durch eine kleine Strasse eines Oberländerstädtchens schlenderte. Am 2. August letzten Jahres, ich erinnere mich genau. Die Sonne brannte, der Himmel war dunkelstes Blau, ein herrlich kühlendes Windehen strich durch die Seitenstrasse und den Häuserfronten entlang. Oben im zweiten Stock eines Miethauses waren die Rolläden heruntergelassen, einer war etwas vorgestellt und daran schaukelte munter etwas Schwarzes, das sich, bei näherer Betrachtung, als Gehrock entpuppte. Blitzartig kam mir die Erinnerung an die vortägige 1. Augustfeier und an den feierlichen Ernst, der auf dem Marktplatz ruhte, als der Herr Lehrer seine erschütternde und heute im Lokalblatt abgedruckte Festrede hielt. Mich konnte zwar das mit Pathos vorgetragene «nationale Empfinden, Jungfrau, die Lieben zu Hause, alldieweil, und so möge es...» nicht erwärmen, wohl aber die damit verbundene gute Absicht. Sicher aber konnte ich mir den gestrengen Redner nur dort oben auf der Kanzel, oder am Grabe des verehrten verstorbenen Gemeinbeschreibers oder in der nüchternen Aula beim Verteilen der Schulzeugnisse vorstellen, niemals hätte ich aber gedacht, dass sich das Zeichen seiner Würde, sein Bratenrock, ohne ihn so würdelos benehmen konnte. Doch unbekümmert hing er in höchster Höhe an seinem Bügel und flatterte frühlich im Winde.

Wir Schweizer brüsten uns nicht mit unserer nationalen Institution. Wir sind stolz darauf. Und schweigen. Doch einmal im Jahr, da wecken wir Altes auf und versuchen auch zu feiern. Manchmal gelingt es sogar. Doch dann werden wir wieder still und verschlossen, lassen das unbequeme Festkleid auslüften, hängen es weg und gehen wieder der Arbeit nach. Es ist gut so.

Ich habe am Palmsonntag eine Entdeckung gemacht, die mich wirklich freute. Endlich habe ich den Beweis, dass es durchaus nicht zutrifft, dass wir Schweizer in kirchlichen Angelegenheiten lau sind und uns des Priesters nur dann erinnern, wenn es ums Taufen oder Sterben geht. Nein! Wir haben ein wirkliches Bedürfnis dafür. Gehe ich da durch eine Strasse einer grossen Stadt irgendwo in der Schweiz und zweige von der Markthalle ab nach dem Zoo, da blicke ich interessiert in eine Reihe hoher Ausstellungsfenster, voll auserlesener Möbelstücke, Bilder und dergleichen Seltenheiten mehr, die ein Heim schmücken können. Mit nicht geringem Erstaunen bemerke ich darüber im ersten Stock ein grosses Rundfenster und darin steht in Blau und Gold eine Plastik altniederländischer Herkunft: Maria mit dem Jesuskinde. Gewichtig steht dieses herrliche Kunstwerk inmitten alltäglicher Nichtigkeiten, ein richtiger Blickfang. Und darüber steht längs der ganzen Hausfront in riesigen Buchstaben zu lesen: — WOHNBEDARF —. Sie verstehen, wenn mich dies stutzig machte. Ich könnte mir den Zusammenhang so erklären, dass auch ein Madonnenbild nur mehr zur Ausstattung eines Innenraums dient. Das könnte ich, aber ich will nicht. Dagegen glaube ich zu verstehen, dass es ein wirkliches Bedürfnis ist, das Bild der Hl. Mutter Gottes bei sich zu haben. Dann hat das künstliche Wort „Wohnbedarf“ einen Sinn, sogar einen sehr tiefen Sinn; wir ersehen daraus, wessen wir wieder bedürfen, notwendig und notwendig.

Doch dies alles habe ich Ihnen gestern nicht erzählt, damit Sie nur Ihren Spass haben damit. Es gibt noch eine ganze Reihe scheinbar veralteter geflügelter Worte, die, ein wenig auf modern aufpoliert, komisch wirken, oft sogar dort, wo sie ernst genommen werden sollten. *Der Geist ist unwillig, doch das Fleisch ist schwarz* dürfte man momentan z. B. in Allschwil nicht sagen. Hoch-

aktuell wäre auch: *wem der Beutel voll ist, dem läuft der Mund über*, womit sich jedoch das Kriegsgericht zu befassen hat. *Die Ratten verlassen das sinkende Schiff* liesse sich treffend auf die Affäre Spiisi-Basel anwenden, während *nehmen ist seliger denn geben* schon eher der Auffassung eines gewissen zürcherischen Versicherungsbeamten entspricht. *Du sollst dein Licht unter den Scheffel stellen* rät uns nach neun Uhr die Luftschutzpatrouille mit gezücktem Bleistift; *lass nur Blumen sprechen* lautet der wohlgemeinte Rat der Zensur. *Wenn zwei sich einen, lächelt der dritte* bezieht sich gewiss auf die Provision einer erfolgreichen Ehevermittlerin. *Und zweitens kommt es anders, als man denkt*, möchte man gerne denjenigen zuflüstern, die von der Horoskopseuche befallen sind, während die ehemaligen Leser der Zeitung „Der Grenzbote“ jetzt vielleicht den neutralen Kehrreim mitsingen: *Dein Mund sagt nein, doch deine Augen sagen ja!*

Sehen Sie, lieber Redaktor, so kann man stundenlang allein oder im Freundeskreise gänzlich unkonzentriert seinen Gedanken nachhängen, es stört niemanden, belastet nicht und ist doch fast so unterhaltsam wie ein Kreuzworträtsel. Gewiss, rätselraten ist auch ein netter Zeitvertreib. Unter *Crowinghill and his boys* versteckt sich unser Krähenbühl und seine Knaben, und man würde sich kaum mehr darüber wundern, wenn wir demnächst zu lesen bekämen: *Swiss Swing Association* anstatt Schweizerischer Schwingerverband.

Drum nehmen Sie es mir bitte auch nicht übel, wenn ich diesem Brief einen undefinierbaren Titel voransetzte. Alles Fremdlautende wirkt bei uns in der Schweiz ja so suggestiv. Dabei gestehe ich, dass der Titel gar keinen Sinn hat. Doch wie oft lesen wir solche Sinnlosigkeiten?

Damit verbleibe ich mit gutem Gruss Ihr

Franz v. Kien.

Die bärnische Trachtelüt tage z' Spiez

Am zwöite Sunntig im Mai, am Muettertag, hei die bärnische Trachtelüt z' Spiez Delegierterversammlig gha. Zahlrych sy sie trotz em nid grad früntliche Wätter vo allne Site vo dr bärnische Heimat häre cho a dä Ort, wo die alte, stolze Schlossmuere eim scho vo witem gmahnet hei a dä, wo gäng so treu zu sim Bärn gstanden isch. Im Saal vom Kurhotel het der Obme Bärger alli hätzlech begrüesst u nach em gmeinsam gsungne «Bärn, du edle Schwyzerstärn» isch ds Gschäftliche erledigt worde. Me het sech gfreut, dass es Zuewachs het g'gäh vo dreine neue Gruppe, Mälchnou mit 31, Lyss mit 22 u Diessbach b. B. mit 25—30 Mitglieder u dass no eini in Usicht steit un ume früsch beduuret, dass sech d'Gruppe Bigle, wo doch de no grad sinerzyt die bärnische Trachtevereinigung gründet worden ischt, no gäng nid agschlosse het. Me het witer dür e Kassier Köhler vernoh, wie's mit der Rächng i der Trachtehushaltig steit u gärn ghört Kunstmaler Wyss prichte über das schöne Wärlkli, wo in Usicht steit ahand vo me ne Büechli mit 48 Trachtenbilder (no 24gi zu dene vo 1935) u wo über d'Etwicklig vo dr Tracht wärtvolle Ufschluss g'gäh wird un als Wägleitig üsne 40 Trachte im Kanton Bärn dür die ufgestellte Norme zu ihrem Rächt verhälfe wott. Dere Sach isch läbhaft zuegstimmt worde. Me het gseh, dass es alli freut un ou nötig isch, damit d'Tracht ou usser der Trachtebewegig rächt treit wird. Me het re e Kredit bewiligt u die nähere Bstimmige drüber am Vorstand un am Arbeitsusschuss überlah. Ou beträfts Trachtstube, Neuschaffige vo

jurassische Trachte u Beratigsstell geit's de e Ruck vorwärts un e Sing- un Arbeitswuche soll afangs Oktober de Trachtelüt Glägeheit gäh, i der Stilli a sech sälber z'schaffe u witer z'boue. Kunstmaler Wyss het de d'Trachtelüt grate, we sie i der Gruppe e Standarte aschaffe wöue, doch als schönsts Zeiche für druf e Blueme z'wähle, so chönnte sie da albe als Bluemegarte vom Kanton Bärn ufrücke. Mit ere prächtige Enziane, mit Margrite un Aehri het er's zeigt, wie n-ers gmeint het. Es isch viel Guets u Wärtvolls a dere Tagig gredt worde u wo zum Schluss d'Trachtelüt stehend «O mein Heimatland» gsungne gha hei, hei sie e Wunsch vo ne-re ferne Trachtfrou erfüllt un e Samnlig z'säme ta für d'Uslandschwyzerchind, u das het dä schön Betrag vo 133 Franke g'gäh. Drnache isch me gah z'Mittag ässe, die Einte i ds «Des Alpes», die andre i d'Chrono. Am Namittag aber, da het me sech unde im Schlosspark, wo i der schönste Bluemepacht gstanden isch, ume troffe u het andächtg de Usführige vom Herr Heubach zueglost, wo us dr Gschicht vo däm altherwürdige Ritterschloss verzelt het, us däm so vil Bärnertreui drus use g'gangen isch. Es isch eim ganz fyrlech z'Muet gsi, wo me nachhär vo Ruum zu Ruum bis ufe i Turm isch. Drnache het me die schöne Arbeite vom Heimatwärlch bsichtiget, der Trachtstube e Bsuech gmacht un isch zletscht zu me ne Gaffi i ds «Des Alpes» zrug g'gange, wo d'Trachtelüt no e chli fröhlech binand gsi sy, bis sie ume hei müesse gah nach e-re unvergässliche Trachtetagig.



Was dänkt er ächt, der Fritali?
Ar luegt so schelmisch dri,
Schteit z'mitts i Waseblüemli
U schynt gar z'fridne z'sy.

He ja, är hätti ömu
Kei Grund zum truure gha,
We's länzet um ihn ume
So schränk es nume ma.

Un untrem Chüejermutzli
Sys chlyne Härz schlaht froh,
Drum muess er alben einischt
Chli jutze: Holi-o!

C. M. Tanner-Aeschlimann